

Kleinau, Elke

Besatzungskinder in Deutschland nach 1945. Bildungs- und Differenzerfahrungen

Zeitschrift für Pädagogik 62 (2016) 2, S. [224]-240



Empfohlene Zitierung/ Suggested Citation:

Kleinau, Elke: Besatzungskinder in Deutschland nach 1945. Bildungs- und Differenzerfahrungen - In: Zeitschrift für Pädagogik 62 (2016) 2, S. [224]-240 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-167477
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0111-pedocs-167477>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

ZEITSCHRIFT FÜR PÄDAGOGIK

Heft 2

März/April 2016

■ *Thementeil*

**Konzeptualisierungen des Biografischen –
Zur Aktualität biografiewissenschaftlicher
Perspektiven in der Pädagogik**

■ *Allgemeiner Teil*

Besatzungskinder in Deutschland nach 1945 – Bildungs-
und Differenzerfahrungen

Effekte von computergestützten, formativen Tests mit
unterschiedlichen Rückmeldeformaten auf Lernleistungen
im naturwissenschaftlichen Unterricht

Lehramtsstudierende und Inklusion

■ *Essay*

Logiken und Funktionsweisen von hochschulischen
Internationalisierungsstrategien

Inhaltsverzeichnis

Thementeil: Konzeptualisierungen des Biografischen – Zur Aktualität biografiewissenschaftlicher Perspektiven in der Pädagogik

Bettina Dausien/Andreas Hanses

Konzeptualisierungen des Biografischen – Zur Aktualität
biografiewissenschaftlicher Perspektiven in der Pädagogik.
Einführung in den Thementeil 159

Hans-Christoph Koller

Bildung und Biografie. Probleme und Perspektiven
bildungstheoretisch orientierter Biografieforschung 172

Christine Thon

Biografischer Eigensinn – widerständige Subjekte?
Subjekttheoretische Perspektiven in der Biografieforschung 185

Gerhard Riemann

Annäherungen an das Biografische in der Praxis der Sozialen Arbeit.
Überlegungen zu zentralen Aufgabenstellungen und Elementen
im professionellen Handeln und zu Formen ihrer Entdeckung
und Rekonstruktion 199

Deutscher Bildungsserver

Linktipps zum Thema „Konzeptualisierungen des Biografischen –
Zur Aktualität biografiewissenschaftlicher Perspektiven in der Pädagogik“ 215

Allgemeiner Teil

Elke Kleinau

Besatzungskinder in Deutschland nach 1945 –
Bildungs- und Differenzerfahrungen 224

Uwe Maier/Christoph Randler/Nicole Wolf

Effekte von computergestützten, formativen Tests
mit unterschiedlichen Rückmeldeformaten auf Lernleistungen
im naturwissenschaftlichen Unterricht 241

Henrike Kopmann/Horst Zeinz

Lehramtsstudierende und Inklusion – Einstellungsbezogene Ressourcen,
Belastungsempfinden in Hinblick auf unterschiedliche Förderbedürfnisse
und Ideen zur Individualförderung 263

Essay

Ulrich Binder

Logiken und Funktionsweisen von hochschulischen
Internationalisierungsstrategien 282

Besprechung

Klemens Ketelhut

Wolfgang Keim/Ulrich Schwerdt (Hrsg.): Handbuch der Reformpädagogik
in Deutschland (1890–1933). Teil 1: Gesellschaftliche Kontexte, Leitideen,
Diskurse. Teil 2: Praxisfelder und pädagogische Handlungssituationen 297

Dokumentation

Pädagogische Neuerscheinungen 300

Impressum U3

Table of Contents

Topic: Conceptualizations of the Biographical – On the topicality of biographic-scientific perspectives in pedagogics

Bettina Dausien/Andreas Hanses

Conceptualizations of the Biographical – On the topicality of biographic-scientific perspectives in pedagogics. An introduction 159

Hans-Christoph Koller

Education and Biography – Problems and perspectives of biographical research oriented by the philosophy of education 172

Christine Thon

Biographical Obstinacy – Resistant Subjects? Subject-theoretical perspectives in biographical research 185

Gerhard Riemann

Approaches to the Biographical in Practical Social Work – Reflections on central tasks and elements of professional action and on forms of their detection and reconstruction 199

Deutscher Bildungsserver

Tips of links relating to the topic of “Conceptualizations of the Biographical – On the topicality of biographic-scientific perspectives in pedagogics” 215

Contributions

Elke Kleinau

Occupation Children in Germany after 1945 – Educational experiences and experiences of difference 224

Uwe Maier/Christoph Randler/Nicole Wolf

Effects of Computer-Based, Formative Tests with Diverse Feedback Formats on Student Performance in Science Classes 241

Henrike Kopmann/Horst Zeinz

Student Teachers and Inclusion – Attitude-related resources, susceptibility to stress with regard to diverse special needs, and ideas on individual support 263

Ulrich Binder

Logics and Functionalities of Strategies of Internationalization

on University Level	282
Book Reviews	297
New Books	300
Impressum	U3

Allgemeiner Teil

Elke Kleinau

Besatzungskinder in Deutschland nach 1945

Bildungs- und Differenzerfahrungen

Zusammenfassung: Besatzungskinder waren für die Historische Bildungsforschung bislang kein Thema. In den Geschichts- und Kulturwissenschaften ist dagegen in den letzten Jahren verschiedentlich dazu geforscht worden, erziehungs- und bildungshistorische Fragestellungen stehen allerdings nicht im Zentrum dieser Untersuchungen. Der nachfolgende Beitrag rückt die lebensgeschichtlichen Erinnerungen von Menschen in den Fokus, die nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurden und deren Väter den alliierten Streitkräften angehörten. Auf der Basis zweier Autobiografien wird der Frage nachgegangen, wie diese Menschen ihr Aufwachsen und ihr soziokulturelles Umfeld in der westdeutschen Nachkriegszeit erlebten.

Schlagnworte: Besatzungskinder, uneheliche Kinder, Zweiter Weltkrieg, Diskriminierung, Förderung

1. Aktueller Forschungsstand

Am 8. Mai 2015 jährte sich zum 70. Mal das Ende des Zweiten Weltkrieges. Zahlreiche Gedenkfeiern und wissenschaftliche Tagungen über die Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus fanden statt, aber noch immer gibt es eine Bevölkerungsgruppe, die als sogenannter ‚Kollateralschaden‘ des Krieges aus dem kollektiven Gedächtnis der Nationen schlichtweg herausfällt. Auch für die bildungshistorische Forschung waren Besatzungskinder, d. h. Kinder, die aus Beziehungen zwischen deutschen Frauen und amerikanischen, britischen, französischen und sowjetischen Besatzungssoldaten während und nach dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangen sind, bislang kein Thema. Über die Existenz dieser Kinder schweigen sich in seltener Einmütigkeit sowohl bildungs-, kindheitsgeschichtliche, familienhistorische und -soziologische Nachschlagewerke aus (vgl. Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, 1998; Behnken & Zinnecker, 2001; Nave-Herz & Markefka, 1989). Auch in den zahlreich erschienenen Publikationen über Kriegskinder sucht man vergeblich (vgl. z. B. Lorenz, 2005; Radebold, Bohleder & Zinnecker, 2009). Dagegen sind in den Geschichts- und Kulturwissenschaften vor allem in den letzten Jahren mehrere einschlägige Studien zum Umgang

mit dem Thema im medialen Diskurs erschienen (vgl. Brauerhoch, 2006; Fehrenbach, 2001, 2005). Diese und andere, stärker sozialgeschichtlich ausgerichtete Untersuchungen konzentrieren sich vor allem auf ‚schwarze‘¹ Kinder, die aus deutsch-amerikanischen Beziehungen hervorgegangen sind (vgl. Lemke Muniz de Faria, 2002). Das mag damit zusammenhängen, dass bis Mitte der 1950er-Jahre über die Hälfte aller gezeugten Besatzungskinder einen Amerikaner zum Vater hatten, in den Jahren danach stieg die Zahl auf fast 80 % an (vgl. Lee, 2009, S. 343–344.) Dass es auch in der britischen, französischen und sowjetischen Besatzungszone Beziehungen zwischen deutschen Frauen und Angehörigen der alliierten Streitkräfte gab, und dass die jeweiligen Besatzungsmächte sehr unterschiedliche Strategien im Umgang mit den ‚Kindern des Feindes‘ pflegten, hat Silke Satjukow (2011) in einem Beitrag in *Geschichte und Gesellschaft* herausgearbeitet. Dieser Artikel präsentiert erste Ergebnisse aus einem an der Universität Jena durchgeführten Forschungsprojekt über Besatzungskinder *Zur Sozial-, Diskurs- und Biographieggeschichte einer in beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften beschwiegene Gruppe*.² Starke Impulse für die deutsche Forschungslandschaft gingen von den österreichischen Historikerinnen Ingrid Bauer (2001) und Barbara Stelzl-Marx (2012, 2009) aus. Der Psychiater Philipp Kuwert (Universität Greifswald) und die Psychologinnen Heide Glaesmer und Marie Kaiser (Universität Leipzig) erforschen z. Zt. in einem gemeinsamen Projekt die psychischen Folgen des Aufwachsens als Besatzungskind in Deutschland.³ An der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg entsteht z. Zt. unter der Betreuung von Dorothee Wierling eine Dissertation über *Heimerziehung und Auslandsadoptionen in der frühen Bundesrepublik – Eine Analyse von Lebenswegen afrodeutscher Frauen und Männer* (Bearbeiterin: Azziza B. Malanda).

Die Grenze zwischen freiwilligen und erzwungenen sexuellen Kontakten war im besetzten Nachkriegsdeutschland fließend. ‚Überlebensprostitution‘ war an der Tagesordnung und in vielen Fällen war der Tausch von Sex gegen Ware oder Geld ‚keine ‚freiwillig‘ getroffene Entscheidung‘ der Frauen (Lee, 2009, S. 337). Nicht alle Kinder entstanden somit aus einer einvernehmlichen sexuellen Begegnung oder gar einer Liebesbeziehung. Insbesondere in den letzten Kriegsmonaten überwogen Fälle sexueller Gewalt. Historisch aufgearbeitet wurden die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen durch alliierte Besatzungskräfte hauptsächlich für Berlin und die sowjetische Besatzungszone (vgl. Sander & Johr, 1995; Grossmann, 1995; Dahlke, 2000). Auch wenn die Zahl der durch GIs verursachten Vergewaltigungen deutlich unter denen der Russen lag, so geht doch eine neuere Untersuchung von immerhin 11 000 Vergewaltigungen bis September 1945 aus (vgl. Lilly, 2007; zuletzt Gebhardt, 2015). In diesen Studien wird der Lebenssituation der vergewaltigten Frauen nachgegangen. Die Bedin-

-
- 1 In Anlehnung an die Critical Whiteness Studies werden Begriffe wie ‚schwarz‘, ‚farbig‘, ‚weiß‘ in Anführungszeichen gesetzt, um den Konstruktionscharakter der Begriffe deutlich zu machen (vgl. Walgenbach, 2006).
 - 2 Der lang angekündigte Abschlussbericht in Form einer Monografie erschien Anfang Februar 2015, vgl. Satjukow & Gries, 2015.
 - 3 Vgl. [http://www2.medizin.uni-greifswald.de/psych/index.php?id=69&tx_ttnews\[tt_news\]=186&cHash=824b65fa563ffa84c33b4f7f3c470a70](http://www2.medizin.uni-greifswald.de/psych/index.php?id=69&tx_ttnews[tt_news]=186&cHash=824b65fa563ffa84c33b4f7f3c470a70) [12. 06. 2014].

gungen des Aufwachsens der gewaltsam entstandenen Kinder werden kaum thematisiert, obgleich beide Themen eigentlich nur schwer voneinander zu trennen sind.

Die genaue Anzahl der Besatzungskinder in Deutschland lässt sich nicht ermitteln. In der DDR wurden – im Dienst der deutsch-sowjetischen Freundschaft – offiziell nie Zahlen erhoben. Neuere statistische Hochrechnungen schätzen allein die Zahl der aus Massenvergewaltigungen gegen Kriegsende hervorgegangenen Kinder auf 300 000. Spätere Geburten sind hier noch nicht einbezogen (vgl. Satjukow, 2011, S. 584), auch nicht die Zahl der vorgenommenen Abtreibungen. Für Berlin gehen Sander und Johe (1995, S. 52–53) davon aus, dass sich ca. 90% der durch eine Vergewaltigung schwanger gewordenen Frauen für einen Abbruch entschieden. Bis Ende des Jahres 1945 war noch das am 14.03.1945 erlassene Gesetz über die „Unterbrechung der Schwangerschaften, die auf eine Vergewaltigung der Frauen durch Angehörige der Sowjetarmee zurückzuführen sind“ in Kraft, das die Abtreibung ‚fremdvölkischer‘ Föten erlaubte (vgl. Satjukow, 2011, S. 563).

In der Bundesrepublik erfasste das Statistische Bundesamt in einer Erhebung vom 10. Oktober 1956 nur die zum Zeitpunkt der Datenerhebung unter Vormundschaft stehenden unehelichen Besatzungskinder. Kinder, deren Mütter den Vätern als sogenannte ‚Kriegsbräute‘ in die USA gefolgt waren, die adoptiert, gestorben, innerhalb bestehender Ehen geboren oder durch eine spätere Heirat der Mutter für ehelich erklärt worden waren, fielen aus der Zählung heraus (vgl. Satjukow, 2011, S. 583). Auf der Basis der vom Statistischen Bundesamt übermittelten Zahlen ging die Bundesregierung davon aus, dass zwischen 1945 und 1955 in den westlichen Besatzungszonen „insgesamt 66 730 ‚uneheliche Kinder von Besatzungssoldaten‘ geboren wurden, von denen 4681 ‚farbiger Abstammung‘ waren“ (Schröder, 2009, S. 179). Bezüglich der Staatszugehörigkeit der Väter nennt die Statistik folgende Zahlen: „55% USA, 15% Frankreich, 13% Großbritannien, 5% Sowjetunion⁴, 3% Belgien, knapp 10% andere und unbekannte Nationalitäten“ (Schröder, 2009, S. 179). Die Verteilung der ‚Mischlingskinder‘ auf die einzelnen Bundesländer fiel sehr unterschiedlich aus: Bayern wies mit 1681 die höchste Anzahl aus, in Baden-Württemberg waren es 1346 ‚Mischlingskinder‘, in Hessen 881, in Rheinland-Pfalz 488, in Nordrhein-Westfalen 151, in Bremen 95, in Berlin 72, in Niedersachsen 51, in Hamburg 10 und in Schleswig-Holstein nur ein einziges Kind (vgl. Lemke Muniz de Faria, 2002, S. 203). Konkrete Zahlen für Nordrhein-Westfalen und das Saarland sind der Forschungsliteratur nicht zu entnehmen. Satjukow (2011, S. 583) spricht davon, dass die Mehrzahl der Besatzungskinder in Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz und Hessen lebte, schlägt aber alle genannten Bundesländer fälschlicherweise der französischen und der amerikanischen Besatzungszone zu.⁵

4 Die niedrige Zahl der Kinder von Rotarmisten kommt zustande, weil nur Kinder erfasst wurden, deren Mütter aus der SBZ bzw. der späteren DDR in den Westen übersiedelt waren.

5 Vor dieser offiziellen Befragung hatte es 1950 eine inoffizielle Erhebung, veranlasst durch das Bundesinnenministerium, in der französischen und amerikanischen Besatzungszone gegeben. Bis 1949 hatten die amerikanischen Behörden den Sozial- und Jugendämtern in ihrem Einflussgebiet untersagt, die Anzahl der Besatzungskinder durch eine Erhebung festzustellen (vgl. Fehrenbach, 2001, S. 182–183).

Nicht nur in Deutschland, während und nach jedem Krieg haben Besatzungssoldaten mit einheimischen Frauen Kinder gezeugt, auch deutsche Soldaten in den von der Wehrmacht eroberten Gebieten (vgl. Kleinau & Mochmann, 2015). Am besten erforscht sind z. Zt. die gesellschaftlichen und staatlich legitimierten Ausgrenzungs- und Stigmatisierungsprozesse, die die ehemaligen ‚Lebensbornkinder‘ in Norwegen erfahren haben (vgl. Olsen & Drolshagen, 2002; Olsen, 2005; Drolshagen, 2005), aber auch in anderen westlichen Demokratien war der Umgang mit den ‚Kindern der Schande‘ und ihren Müttern lange Zeit von Diskriminierungsstrategien dominiert (vgl. Diederichs, 2005, 2009; Happe, 2000; Mühlhäuser, 2005, 2010; Lee, 2011; Mochmann & Larsen, 2005; Mochmann & Øland, 2009; Picaper & Norz, 2004; Virgili, 2005; Röger, 2012, 2014).

Auf welche gesellschaftliche Resonanz trafen nach dem Ende des ‚Dritten Reiches‘ mit seinem zur Staatsdoktrin erhobenen Rassenwahn Mütter mit Kindern von ‚schwarzen‘ Besatzungssoldaten? Die Rassenideologie der Nationalsozialisten war mit Ende des Krieges nicht spurlos aus den Köpfen der deutschen Bevölkerung verschwunden. Neben ‚rassischen‘ und nationalen Vorurteilen spielten auch moralische eine wesentliche Rolle, waren doch die 1956 im Auftrag des Statistischen Bundesamtes ermittelten Kinder mehrheitlich unehelich geboren. Die Zahl der nicht ehelich geborenen Kinder stieg in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren sprunghaft an und erreichte 1946 mit 120 000 Kindern auf 733 000 lebend geborene Kinder einen deutlichen Höhepunkt (vgl. Buske, 2004, S. 196). Die Besatzungskinder machten somit nur einen kleinen Teil der unehelich geborenen Kinder aus, die mit ihrer Geburt der Aufsicht des Jugendamtes unterstellt wurden oder einen amtlich bestellten Vormund erhielten. In der westdeutschen Nachkriegsbevölkerung wurden Stereotype über ledige Mütter reproduziert, die bereits in der bürgerlichen Sittlichkeitsdebatte im Kaiserreich gängig gewesen waren. Insbesondere den aus den östlichen Landesteilen geflüchteten oder vertriebenen Frauen wurde von den wenig aufnahmebereiten Westdeutschen ein ‚lockerer‘ Lebenswandel attestiert (vgl. Kossert, 2009, S. 53). Dabei waren doch gerade diese Frauen vielfach ungewollt, durch eine Vergewaltigung, schwanger geworden. Die Mütter von ‚GI-Babys‘ wurden entweder als ‚Ami- oder Negerliebchen‘ bezeichnet oder gleich als ‚Ami- oder Negerhure‘ beschimpft. Obwohl aber von den 113 vom Jugendamt Frankfurt betreuten ‚Mischlingskindern‘ tatsächlich nur drei eine Mutter hatten, die der Prostitution nachging, wurde in der Bevölkerung hartnäckig an der Einschätzung festgehalten, dass die Kinder aus schlechten sozialen Verhältnissen stammten und in „geordnete soziale Verhältnisse“ überführt werden müssten (World Brotherhood, 1952, S. 12). Sabine Lee, die die Beziehungen zwischen afro-amerikanischen Soldaten und britischen Frauen im Zweiten Weltkrieg untersucht hat, zeichnet für Großbritannien eine vergleichbare Situation nach. Trotz der vielbeschworenen besonderen Beziehungen zwischen Großbritannien und den USA habe auch dort die Ansicht vorgeherrscht, dass nur „schlechter gestellte einheimische Frauen niedriger Bildungsschichten und ‚dubioser Moral‘ sich mit schwarzen GIs einließen“ (Lee, 2009, S. 328). In einer von der Soziologin und Kriminologin Lieselotte Pongratz (1964) durchgeführten empirischen Untersuchung über alle 1953 und 1954 geborenen Kinder von in Hamburg registrierten Prostituierten ergab sich allerdings kein einziger Hinweis auf eine Herkunft als Besatzungskind, allerdings

wurden in Hamburg auch nur 10 Besatzungskinder registriert. Vernon W. Stone (1949) und Luise Frankenstein (1954), die jeweils die soziale Herkunft von ca. 600 deutschen Müttern von ‚Mischlingskindern‘ untersuchten, fanden heraus, dass sich die untersuchten Frauen aus allen sozialen Schichten rekrutierten.

Die vorgeschlagene behördliche Abhilfe war von sehr unterschiedlichen Motiven getragen. Die Jugendfürsorge, die für die noch nicht schulpflichtigen Kinder zuständig war, hielt Ende der 1940er-Jahre ‚Mischlingskinder‘ für nicht integrierbar und plädierte für eine Lösung, die die ‚Rückkehr‘ der Kinder in ihre angestammte ‚Heimat‘ vorsah. Entweder sollten die Kinder zu ihren Vätern gebracht werden, von denen allerdings nur wenige die Vaterschaft anerkannt hatten, oder die Kinder sollten von amerikanischen ‚Negerfamilien‘ adoptiert werden. Anfänglich erlaubten die strengen Fraternisierungsverbote den Männern nicht, sich zu ihren Beziehungen zu bekennen. Manche waren auch bereits in ihrem Herkunftsland verheiratet oder verlobt. Ende des Jahres 1946 hob der US-Kongress das Heiratsverbot zwischen amerikanischen Soldaten und deutschen Frauen auf. Bis Juni 1950 wanderten 14 175 deutsche Frauen und 750 Kinder von Angehörigen der amerikanischen Streitkräfte in die USA aus (vgl. Lee, 2009, S. 340). Die Militärregierung verweigerte aber aufgrund der strengen Rassensegregationsbestimmungen in den USA oftmals die Zustimmung zu einer Heirat zwischen einem ‚schwarzen‘ Soldaten und einer ‚weißen‘ deutschen Frau. Über den Umgang mit Eheschließungen in der britischen und französischen Besatzungszone ist kaum etwas bekannt. Während die amerikanischen, britischen und sowjetischen Militärbehörden wenig Interesse an den von ihren Soldaten gezeugten Kindern zeigten, war der französische Staat ausgesprochen bemüht, ‚seine‘ Kinder zur ‚Rettung der von hohen Kriegsverlusten gefährdeten Nation durch eine gezielte Bevölkerungspolitik‘ ‚heimzuholen‘ (Satjukow & Gries, 2015, S. 126). Kinder mit körperlichen oder geistigen Behinderungen waren von diesem ‚Programm der ‚Repatriierung‘ ausgeschlossen‘ (Satjukow & Gries, 2015, S. 136). Gleichzeitig wurden französische Frauen, die sich mit deutschen Soldaten eingelassen hatten, als Kollaborateurinnen verfolgt und der beschämenden Prozedur des Kahlscherens unterzogen. Die aus Verbindungen mit Deutschen hervorgegangenen Kinder wurden nicht als ‚richtige‘ Franzosen begriffen, sondern als *enfants maudits* (verfluchte Kinder) oder *enfants des boches* (Kinder von Scheißdeutschen) diffamiert (vgl. Picaper & Norz, 2004; Virgili, 2005).

Da sich für die ‚Mischlingskinder‘ nicht genügend Adoptiveltern aus den USA fanden, wurden die alleinerziehenden Mütter von den Jugendämtern unter Druck gesetzt, die Kinder ins Heim zu geben. Die finanzielle Situation aller Mütter gestaltete sich oftmals prekär, da die Soldatenväter nicht zu Unterhaltszahlungen herangezogen werden konnten. Erst 1952 wurde im Rahmen des Deutschlandvertrages festgelegt, dass deutsche Gerichte Angehörige der alliierten Streitkräfte auf Unterhaltszahlungen verklagen durften, wenn sich die Beklagten in Deutschland aufhielten. Die Regelung trat allerdings erst 1955 in Kraft und galt nur für Kinder, die nach dem Stichjahr geboren wurden. Trotz dieser Bedrängungen seitens der Jugendämter ergab eine 1952 publizierte statistische Erhebung, dass die Mehrzahl der Kinder, nämlich 68%, ‚bei ihren Müttern und 7% bei Verwandten der Mütter lebten, 12% in Heimen und 9% in Pflegestellen

untergebracht sowie für 4% Adoptionsfamilien in den USA gefunden worden waren“ (Schröder, 2009, S. 182). Dass sich die ‚Mischlingskinder‘ längst nicht so problemlos, wie deutsche Jugendamtsvertreter/innen glaubten, in die rassensegregierte amerikanische Gesellschaft einlebten, belegt der Fall eines Kindes, das zutiefst verstört auf seine Verpflanzung aus einer rein ‚weißen‘ Umgebung in eine ‚schwarze‘ Familie und in einen ‚schwarzen‘ Stadtteil reagierte (vgl. Fehrenbach, 2001, S. 200).

Die Jugendämter favorisierten anfänglich geschlossene, von der ‚weißen‘ Umgebung komplett abgeschottete Heime, eine Strategie, die fatal an die rassistische Politik der NS-Zeit erinnert, „artfremde Menschen in Sondereinrichtungen“ zu internieren (Schröder, 2009, S. 183). Die Begründungszusammenhänge waren andere, aber auch eine gut gemeinte, angeblich im Interesse der Kinder liegende Separation, um sie vor Diskriminierungen der ‚weißen‘ deutschen Mehrheitsgesellschaft zu schützen, war nicht frei von Rassismus. Verschiedene Privatinitiativen hatten sich der Vorbereitung der Heimkinder auf eine spätere Adoption in den USA verschrieben. Nicht vermittelbare Mädchen sollten zu Sekretärinnen und Dolmetscherinnen ausgebildet werden, während aus Jungen ein ‚schwarzer‘ Sängerknabenchor gebildet werden sollte, der durch internationale Auftritte das Heim ökonomisch absichern sollte (vgl. Lemke Muniz de Faria, 2002, S. 38–39).

Welche Gründe gab es für diese scheinbar von breiten Teilen der Bevölkerung getragene Absonderungspolitik? Ledige Mütter und ihre Kinder stellten in der stark normativ aufgeladenen Nachkriegsgesellschaft per se einen Störfaktor dar. Darüber hinaus traf Frauen, die sich mit Besatzungssoldaten einließen und – gewollt oder ungewollt – ein ‚Kind des Feindes‘ austrugen, in den Augen vieler Kriegsheimkehrer Schuld am Zusammenbruch der Heimatfront. Die deutsche Bevölkerung nahm die militärische Niederlage und die Besetzung ihres Territoriums als ein schmerzhaftes Eindringen in öffentliche *und* private Sphären wahr. Die propagandistisch geschürte Sehnsucht nach einem integren Heim hatte die deutschen Soldaten während des gesamten Krieges in dem Glauben bestärkt, der nationalsozialistische Angriffskrieg diene der Verteidigung der Heimat, dem Schutz von Frauen und Kindern (vgl. Bauer, 1996, S. 117). Die alliierten Soldaten, die in diesen vermeintlich sicheren, intimen Rückzugsort einbrachen, beschädigten damit nach Ansicht so mancher deutscher Kriegsheimkehrer nicht nur private Eigentumsrechte am Körper ‚ihrer‘ Frauen (vgl. S. 115), sondern ‚verunreinigten‘ zugleich den rassistisch aufgeladenen nationalen ‚Volkskörper‘ (vgl. Satjukow, 2011, S. 577). Vorstöße bundesdeutscher Behörden, die Zahl der unehelich geborenen Besatzungskinder festzustellen, waren denn auch eng mit „Fragen der *politischen* Rehabilitation und der *patriarchalen* Rehabilitation in Deutschland“ verknüpft (Fehrenbach, 2001, S. 184). Für Österreich vertritt Ingrid Bauer die These, dass die Beziehungen zwischen einheimischen Frauen und GIs von den neuen demokratischen politischen Eliten als ein Herausbrechen aus dem „schnell formulierten ‚Wir‘ der österreichischen Wiederaufbaugesellschaft und ihrer Probleme“ gesehen wurden, während aus Sicht der Bevölkerung der „Lebensstil ‚Ami-Braut‘ wohl eher als Verrat an der im und durch den Nationalsozialismus geformten ‚Volksgemeinschaft‘ erlebt“ wurde (Bauer, 1996, S. 113).

Ostern 1952 erreichten die ältesten Besatzungskinder das schulpflichtige Alter. Entgegen den anfänglichen Abschiebe- und Aussonderungspraktiken der Jugendfürsorge plädierten Bildungspolitiker/innen der westdeutschen Bundesländer für die schulische Integration der ‚Mischlingskinder‘ in die Volksschulen. Kein Bundesland entschied sich für die Einführung einer ‚Sonderschule‘ für ‚Mischlingskinder‘, obwohl es auch Stimmen gab, die sich für ‚Sonderklassen‘ aussprachen. Während direkt nach dem Krieg ‚Mischlingskinder‘ als Bedrohung der fragilen Nachkriegsordnung gesehen worden waren, wurde das Verhältnis von Bedrohung und Schutzbedürftigkeit nunmehr unter umgekehrten Vorzeichen betrachtet: Schulleiter/inne/n und Lehrer/inne/n wurde geraten, den Kindern „besondere Fürsorge“ angedeihen zu lassen (zit. nach Schröder, 2009, S. 184). Mit Beginn des Schuljahres 1952 empfahl das Bundesbildungsministerium Eltern, Lehrer/inne/n und Schüler/inne/n die Broschüre *Maxi, unser Negerbub* (vgl. Simon, 1952) als pädagogische Aufklärungslektüre zum ‚richtigen‘ Umgang mit den ‚Mischlingen‘. Den Expertinnen und Experten zufolge gestaltete sich die Einschulung der Kinder im Allgemeinen „ohne besondere Schwierigkeiten“ (Ebeling, 1954, S. 10). Die Formulierung, bei den ‚Mischlingskindern‘ lasse sich in „zahlreichen Fällen [...] eine gewisse Aggressivität“ beobachten, „insbesondere dann, wenn [sie] sich in irgendeiner Weise in ihren Rechten benachteiligt fühlten“ (Ebeling, 1954, S. 11), zeigt jedoch, dass die nötige Sensibilität für Kinder mit Diskriminierungserfahrungen nicht immer gegeben war. Klaus Eyferth, Ursula Brandt und Wolfgang Hawel (1960) stießen denn auch gerade bei pädagogischen Professionellen erschreckend häufig auf Vorurteile und Stereotype. Viele Lehrkräfte führten angebliche Schwächen ihrer Schülerinnen und Schüler auf ‚rassische‘ Eigenarten zurück. Mit großer Bestimmtheit wurden Äußerungen vorgetragen, dass ‚farbige‘ Kinder dümmer seien als ‚weiße‘, dass sie sexuell frühreifer seien und damit zu einer Gefährdung ihrer ‚weißen‘ Mitschüler/innen beitragen. Auch die Vererbbarkeit von moralisch schlechten Eigenschaften stand für viele Lehrkräfte außer Frage. In Äußerungen über die besondere ‚sexuelle Triebhaftigkeit‘ und die mindere Intelligenz der ‚Mischlingskinder‘ wurden nicht nur Zuschreibungen reproduziert, die dem kolonialen Rassediskurs des 19. Jahrhunderts entstammen (vgl. Gippert & Kleinau, 2014, S. 243–252), sondern auch sexistische Vorurteile gegenüber ‚liederlichen‘ Frauen, die sich mit ‚rassisch minderwertigen Negern‘ eingelassen hatten. Aber auch wohlmeinende Einstellungen gegenüber den Kindern waren nicht frei von Ethnisierungen, wenn z. B. den Kindern eine besondere „tänzerische und rhythmische Neigung und Befähigung“ zugesprochen wurde (zit. nach Schröder, 2009, S. 194).

2. Offene Fragestellungen

Angesichts der bislang vorliegenden Forschungsergebnisse stellt sich die Frage, wo noch weiterer Forschungsbedarf besteht und welchen Beitrag die Historische Bildungsforschung dazu leisten kann. Zunächst einmal lässt sich festhalten, dass erziehungs- und bildungshistorische Fragestellungen nicht im Zentrum neuerer Untersuchungen stehen. So bleiben z. B. die unterschiedlichen Strategien von Jugend- und Sozialämtern sowie

der Schul- und Bildungspolitik zur Ausgrenzung bzw. Integration der ‚farbigen‘ Kinder erklärungsbedürftig. (Sozial-)pädagogische Fachzeitschriften sind, was diese Fragen angeht, bislang nicht systematisch ausgewertet worden.

Der Diskurs über Besatzungskinder in Deutschland fokussiert die Situation ‚schwarzer‘ Besatzungskinder, wobei die theoretischen und methodischen Bezugnahmen anthropologischer Studien der 1950er-Jahre weit in das Kolonialzeitalter zurückreichen (vgl. Camp & Grosse, 1994). Demgegenüber scheint die sozialpsychologische Untersuchung von Eyferth et al. (1960) eine deutliche Wende im Forschungsdiskurs zu markieren: Nicht mehr die Kinder sind das Problem, sondern die Gesellschaft, in der diese Kinder aufwachsen.

Fehrenbach vertritt die These, dass die pädagogischen Professionellen unmittelbar nach dem Krieg das ‚Rassenproblem‘ als ein aus den USA importiertes gesehen hätten. ‚Rasse‘ sei mit ‚Schwarzsein‘ und mit afroamerikanischer Vaterschaft statt mit ‚Judentum‘ verknüpft worden. In den 1950er-Jahren habe man die Anwesenheit der ‚Mischlingskinder‘ in Deutschland „wiederholt als Stimulus für eine verspätete, aber notwendige Schulung in Toleranz beschrieben“ und den Kindern „die Verantwortung für die Umerziehung der Deutschen in Sachen Rassenüberlegenheit“ aufgebürdet (Fehrenbach, 2001, S. 185, 196). Die Frage ist, ob die Kinder nicht nur als Objekte, sondern auch als *Subjekte*, die an der Herbeiführung dieses Wandels aktiv beteiligt waren, gesehen werden können.

Das subjektive Erleben ehemaliger Besatzungskinder kann durch die Auswertung autobiografischer Zeugnisse eingefangen werden. In den beiden letzten Jahrzehnten sind erste Autobiografien erschienen, wobei der Bestand allerdings noch sehr überschaubar ist. Das hängt u. a. damit zusammen, dass viele Besatzungskinder lange Zeit nichts über ihren biologischen Vater wussten, da ihre Mütter und/oder Großeltern ihre ‚Abstammung‘ offenbar geheim hielten. Mittlerweile sind die ältesten Besatzungskinder im Rentenalter und damit scheint sich für viele die Frage nach ihrer biologischen Herkunft neu zu stellen. Dafür spricht, dass die Betroffenen, die auf der Suche nach ihrem Vater waren oder sind, sich mittlerweile in Netzwerken wie *GI-Traces*, *Russenkinder* oder *Coeurs sans frontières* zusammengeschlossen haben und mit eigenen, autobiografisch geprägten Publikationen an die Öffentlichkeit treten (vgl. Baur-Timmerbrink, 2015; Behlau, 2015).

Offengeblieben ist bislang die Frage, ob die Besatzungskinder in der Wahrnehmung der deutschen Bevölkerung tatsächlich einen solchen ‚Sonderfall‘ unter den unehelichen Kindern darstellten oder ob sie das nur wurden, wenn andere Differenzzuschreibungen hinzukamen. Impulse aus der Intersektionalitätsdebatte aufgreifend, die in der Historischen Bildungsforschung bislang kaum rezipiert wird (vgl. Kleinau, 2010; Walgenbach, 2014), gilt es neben der Zuschreibung ‚Besatzungskind‘ die unterschiedlichen Bedingungen des Aufwachsens von ‚weißen‘ und ‚schwarzen‘ Kindern, von Jungen und Mädchen zu berücksichtigen, damit erfahrene Diskriminierungen, aber auch Unterstützung und Förderung nicht vorschnell und einseitig auf ‚Rasse‘ bzw. Ethnie oder Geschlecht zurückgeführt werden. Kathy Davis hat das methodologische Verfahren mit „asking the other question“ umschrieben (Davis, 2008, S. 21). Gemeint ist da-

mit, sich im Forschungsprozess nicht auf die Analyse der offensichtlich relevanten Zuschreibungen zu beschränken, sondern auch nach denen zu fragen, die sich nicht auf den ersten Blick aufdrängen. Soziale Herkunft und religiöse Zugehörigkeit gilt es ebenfalls zu beachten, führten doch die Flüchtlingsströme nach 1945 zu einer Vermischung bis dato fast geschlossener religiöser Milieus. Ob die Kinder einer Liebesbeziehung, einer flüchtigen sexuellen Begegnung oder einer Vergewaltigung entstammen, muss ebenfalls in die Analyse einbezogen werden, da der mit Gewalt erzwungene Sexualverkehr es den meisten Müttern erschwert haben dürfte, eine positive Bindung an das unerwünschte Kind aufzubauen. Aber auch enttäuschte Liebe oder gesellschaftliche Diskriminierungen können zu Problemen in der Mutter-Kind-Beziehung geführt haben. Eine These, die sich nach der Auswertung vorliegender autobiografischer Zeugnisse und ersten von uns geführten narrativen Interviews aufdrängt⁶, ist die, dass die Diskriminierungserfahrungen bei ‚weißen‘ Kindern eher mit ihrem unehelichen Status, ihrer sozialen Herkunft und ihrer Verankerung in religiösen Milieus zusammenhängen als mit ihrer ‚Abstammung‘ vom ehemaligen ‚Feind‘. Für die optisch sichtbar ‚anderen‘ Kinder – Nachkommen von afroamerikanischen Soldaten, französischen Kolonialsoldaten und nicht-europäischen Rotarmisten – stellt sich dieser Sachverhalt anders dar. Die Lebensgeschichte des afroamerikanisch-deutschen Heimkindes Erika (Ika) Hügel, die jahrelange Demütigungen ob ihrer ‚unsittlichen Zeugung‘ und ihrer Hautfarbe bis hin zur Teufelsaustreibung über sich ergehen lassen musste, stellt gleichwohl ein besonders drastisches Einzelschicksal dar (vgl. Hügel-Marshall, 2012).

3. Besatzungskinder – Biografische Annäherungen

Ein erster Einstieg ins Thema erfolgt nun anhand zweier autobiografischer Zeugnisse, die in einem deutlichen Kontrast zueinander stehen. Der am 12. Juni 1947 in Aachen geborene Kurt Heinen publizierte seine in Form von Kindheitserinnerungen gehaltene autobiografische Schrift *Ein Besatzungskind wird adoptiert* im Jahr 2010. Hervorgegangen aus der Verbindung zwischen einem belgischen Besatzungssoldaten und einer deutschen Frau, die bereits ein Kind hatte⁷, wurde Kurt kurz nach seiner Geburt von seiner Mutter Leonie in ein Kinderheim gegeben. Zum Zeitpunkt der Schwangerschaft und der Geburt lebte Leonie, die als Verkäuferin tätig war, mit ihrem erstgeborenen Sohn und ihren Eltern in einem gemeinsamen Haushalt. Die Wohnung der Familie wurde bei einem Bombenangriff komplett zerstört. Die Großmutter kam bei diesem Angriff ums Leben, der Großvater, ein gelernter Schreiner, zog bald darauf zu seiner anderen Tochter nach Sachsen und starb kurze Zeit später (Heinen, 2010, S. 8–10). Kurts Mutter stand demnach mit zwei kleinen Kindern allein, ohne familiäre Unterstützung da, und einen An-

6 Das Forschungsprojekt „Besatzungskinder in Nachkriegsdeutschland“ wird seit dem 01. 10. 2015 von der DFG gefördert und von Rafaela Schmid und mir durchgeführt.

7 Ob auch dieses Kind ein uneheliches war, geht aus dem Text nicht eindeutig hervor. Da jedoch kein Ehemann/Vater erwähnt wird, liegt diese Schlussfolgerung nahe.

spruch auf Unterhaltszahlungen konnte sie – aufgrund des damals gültigen Truppenstatus – gegenüber dem belgischen Erzeuger nicht geltend machen. Ob sie zunächst gewillt war, Kurt zu einem späteren Zeitpunkt wieder zu sich zu nehmen, geht aus den Kindheitserinnerungen Heinens nicht hervor. Mit zwei Jahren wurde Kurt von seiner Mutter zu einer anonymen Adoption freigegeben. Ein kinderlos gebliebenes Bauerehepaar aus der Eifel nahm ihn kurz darauf an Kindesstatt an. Bei insgesamt drei ‚Besichtigungsterminen‘ im Heim (Heinen, 2010, S. 15)⁸ wurden gezielt Jungen in Augenschein genommen, die von ihrer körperlichen Konstitution die Gewähr boten, das landwirtschaftliche Unternehmen der Eltern erfolgreich fortzuführen. Die Adoptivmutter Franziska hätte gern, so berichtet Heinen, einem anderen Jungen den Vorzug gegeben, sie habe sich aber ‚im Stillen‘ gedacht: ‚Überlass Franz die Entscheidung, wenn es dann kein Bauer wird, bist du nicht schuld‘ (Heinen, 2010, S. 16). Mit diesem Satz, der Heinen nur durch wiederholte Erzählungen der Mutter im Gedächtnis geblieben sein kann, rückt das vordergründig dominante Lebensthema des Autors in den Fokus: Es ist weniger die Herkunft als Besatzungskind, sondern die Adoption und sein bereits im Kindesalter ausgeprägter Widerwillen gegenüber Schmutz und der Schlachtung von Tieren, der zu einem zukünftigen Bauern so gar nicht passen wollte (Heinen, 2010, S. 26). Stimmen aus der Dorfbewölkerung hatten zunächst bezweifelt, ‚ob das wohl gut gehen werde mit einem ‚angeholten‘ Kind‘ (Heinen, 2010, S. 21). Ein vor der Adoption zurate gezogener Notar hatte das Bauerehepaar sogar davor gewarnt, dem Kind Erbrechte einzuräumen, da man nicht wissen könne, ‚was aus solchen Kindern einmal werde‘ (Heinen, 2010, S. 14).⁹ Durch sein gutes Benehmen gewann Kurt rasch die Zuneigung der meisten Menschen im Dorf, aber ihm war sehr wohl bewusst, dass vor allem seine Mutter von ihm erwartete, sich ‚immer etwas besser als die anderen Kinder‘ zu betragen (Heinen, 2010, S. 21). Die offizielle Botschaft des Buches lautet, dass es gut gegangen ist mit dem ‚angenommenen Kind‘, auch wenn sich der Junge nicht – wie gewünscht – zum Bauern und Hoferben entwickelte (Heinen, 2010, S. 26).

Der Text enthält allerdings einige Andeutungen, gepaart mit Auslassungen, die den Eindruck erwecken, dass die Geschichte auf der Hinterbühne noch andere Botschaften transportiert. Dass Kurt nicht das leibliche Kind seiner Eltern war, will er im Alter von zehn Jahren – ‚wie erwähnt‘ – auf dem Schulhof erfahren haben (Heinen, 2010, S. 44). Diese Schulhofszene ist aber im Text, so oft man ihn auch durchblättert, nicht zu finden. Sie führt auch nicht, wie man vielleicht erwarten könnte, zu direkten Nachfragen Kurts. Die Adoption selbst kann für ihn kein solches Geheimnis gewesen sein, berichtet er doch von den monatlichen Kontrollbesuchen der Fürsorgerin, die bis zu seiner Einschulung andauerten und bei denen seine Mutter stets bemüht war, zu zeigen, dass der

8 Dazu muss man wissen, dass die Adoption Minderjähriger bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die Ausnahme war. Adoptiert wurden in der Regel Erwachsene im Dienst der Sicherung eines Erbes.

9 Bis zur 1976 erfolgten Reform des Adoptionsgesetzes konnte das Erbrecht des Kindes gegenüber den Adoptiveltern vertraglich ausgeschlossen werden. Die Verwandtschaftsverhältnisse zur bisherigen Familie blieben bestehen, zur Verwandtschaft der Adoptiveltern entstanden keine rechtlichen Beziehungen.

Junge gut versorgt war. Auf die erst ‚später‘ – wann genau, bleibt unbestimmt – gestellte Frage, warum ihm seine Herkunft so lange verschwiegen worden sei, hätten die Eltern geantwortet, sie hätten Angst gehabt, dass er zu seiner leiblichen Mutter hätte zurückkehren wollen (Heinen, 2010, S. 44). Das sei für ihn „in späterer Zeit nie in Frage gekommen, weil ich meinen Eltern immer dankbar war“ (Heinen, 2010, S. 44). Bedeutet dieser Verweis auf ‚später‘, dass der 10-jährige Kurt sehr wohl den Wunsch verspürte, lieber bei seiner biologischen Mutter zu sein? Im weiteren Verlauf des Textes teilt der Autor en passant mit, dass er Leonie im Juni 1987 kennengelernt habe. Davon wolle er „später“ berichten (Heinen, 2010, S. 44). Aber auch diese Sequenz fehlt in dem Buch, das stattdessen ziemlich abrupt schließt mit einer launigen Geschichte über Karl – seit 1952 Leonies Ehemann –, der nach Kriegsende aus Norwegen zurückgekommen sei, sich schnellstmöglich seiner Wehrmachtsuniform habe entledigen wollen und sich in einem Hamburger Theaterfundus ausgesprochen elegant neu eingekleidet habe (Heinen, 2010, S. 45). Die Initiative zur Kontaktaufnahme muss laut geltendem Recht von Heinen ausgegangen sein, da Leonie bei der Freigabe ihres Kindes der Name der Adoptiveltern nicht mitgeteilt worden war (Heinen, 2010, S. 12). Es hat den Anschein, als habe der Autor in der Erinnerung an beide Situationen möglichst schnell und emotionslos darüber hinweggehen wollen. Gefühle werden an diesen Textstellen nicht thematisiert, allenfalls lassen früher artikuliert Äußerungen, z. B. anlässlich eines Einkaufsbesuches in Aachen, der Stadt, in der Leonie lebte und arbeitete (Heinen, 2010, S. 32–33), erahnen, dass bei Heinen sehr wohl Gefühle bei der Frage nach seiner ‚wahren‘ Herkunft im Spiel waren. Zumindest seine leibliche Mutter hat Heinen kennenlernen wollen, von einer Suche nach seinem leiblichen Vater ist im Text nicht die Rede.

In der Autobiografie von Ika Hügel-Marshall *Daheim unterwegs. Ein deutsches Leben* stellt offenkundig die Herkunft als uneheliches, ‚schwarzes‘ Besatzungschild das entscheidende Thema dar. Hügel-Marshall wurde im März 1947 in einer bayrischen Kleinstadt geboren. Ihre Mutter arbeitete als „Hauswirtschaftshilfe in einem Münchner Villenviertel“ (Hügel-Marshall, 2012, S. 9), ihr Vater war ein amerikanischer Unteroffizier. Das Paar lernte sich im Sommer 1946 kennen und traf sich dann weiter heimlich, weil in den Augen der deutschen Bevölkerung, aber – hier sind die Angaben der Autorin kritisch zu ergänzen – auch der militärischen Vorgesetzten des Vaters, eine Beziehung über die *color line* hinweg als ‚Rassenschande‘ galt. Im November 1946, wahrscheinlich mit dem Bekanntwerden der Schwangerschaft, wurde der GI in die USA zurückgeschickt. Als das Mädchen ein Jahr alt war, heiratete ihre Mutter einen deutschen Mann, mit dem sie ein Jahr später noch eine Tochter bekam (vgl. Hügel-Marshall, 2012, S. 10–11). In den Augen der Nachbarschaft hatte Ikas Mutter unverdientes Glück, denn mit der Entscheidung für die Annahme ihres ‚schwarzen‘ Kindes sanken für die meisten Frauen die Chancen auf eine spätere Heirat und Familiengründung mit einem ‚weißen‘ deutschen Partner.

Die ersten fünf Jahre ihres Lebens, schildert die Autorin, habe sie ein „relativ unbeschwert[es]“ Leben geführt (Hügel-Marshall, 2012, S. 11). Die Mutter scheint trotz Dif-famierungen als „Negerhure“ (Hügel-Marshall, 2012, S. 25) zu ihrem Kind gestanden zu haben, und auch die Großmutter hatte keine Scheu, sich mit dem Kind in der Öffent-

lichkeit zu zeigen, ganz im Gegensatz zum Stiefvater, der bei Familieneinkäufen darauf bestand, dass das ‚schwarze‘ Kind zu Hause blieb (Hügel-Marshall, 2012, S. 35). Spätere Textpassagen relativieren dieses Bild einer glücklichen Kindheit, da sich mit dem Älterwerden des Kindes der Druck des Jugendamtes auf die Mutter verstärkte. Der Jugendamtsleiter setzte der Mutter massiv zu, das Kind in ein Heim zu geben. Die Gespräche zwischen dem Jugendamtsleiter und der Mutter sind in wörtlicher Rede wiedergegeben, wobei es sich um eine nachträgliche, literarisch bearbeitete Rekonstruktion handelt, weil diese Gespräche wohl kaum in Gegenwart des damals fünfjährigen Kindes geführt worden sind, sondern aus Erzählungen der Mutter rekonstruiert wurden. Sie können als eine Entlastungsstrategie der Mutter gedeutet werden, aber gleichzeitig ist es auch eine Strategie, die der Autorin hilft, sich die Mutter als Liebesobjekt zu erhalten.

Der Jugendamtsleiter argumentierte, die Heimunterbringung diene dem Wohl des Kindes, dort könne es unbeschwert und fern von kleinstädtischen Vorurteilen aufwachsen. Im familialen Milieu drohe die Gefahr, dass es seelisch labil und sogar alkoholsüchtig werde. Die Formulierung, das Mädchen werde für Männer ‚Freiwild‘ sein, erweckt vordergründig den Eindruck, als gelte es Ika durch die Heimeinweisung vor sexuellen Begehrlichkeiten und sexueller Gewalt zu schützen. Dahinter stehen aber gängige Stereotype, wie das von der größeren Triebhaftigkeit der ‚Schwarzen‘ sowie der ‚sexuellen Verwahrlosung‘ der Unehelichen (vgl. Buske, 2004, S. 59–61). Dann wird an die Verantwortung appelliert, die die Mutter gegenüber der anderen, der ehelich geborenen Tochter habe. Diese komme ebenfalls unweigerlich auf die ‚schiefe Bahn‘, wenn Ika in der Familie bleibe. Dieses Argument dürfte auch Ikas Stiefvater überzeugt haben. Am Schluss dieser Textpassage wird der Mutter der eigene ‚moralische Verfall‘ als ‚Negerliebchen‘ drastisch vor Augen geführt und damit gedroht, ihr die Entscheidung aus der Hand zu nehmen (vgl. Hügel-Marshall, 2012, S. 15).

Im Heim erlebt Ika Demütigungen und Misshandlungen, die auch von vielen ehemaligen Heimkindern im 2010 publizierten Abschlussbericht des *Runden Tisches* zu Protokoll gegeben wurden.¹⁰ Ihre Hautfarbe ist allerdings Gegenstand besonders schmerzhafter Verletzungen, seelischer wie körperlicher Art. Der Besuch des Gymnasiums wird ihr von der Heimleitung verwehrt, auch der Realschulabschluss wird ihr erst ermöglicht, als die Vertrauenslehrerin der Schule feststellt, dass Ikas Klassenarbeiten notorisch falsch beurteilt worden sind (Hügel-Marshall, 2012, S. 42, 56). Im Heim gilt Ika als ein Kind, das mit einer schweren „Sünde“ belastet sei, weil sich ihre „Rabemutter [...] mit einem Neger eingelassen“ habe. Dadurch sei Ikas „Blut“ nicht „rein“, sie habe „viele Teufel“ in sich, und letztendlich arrangiert die Heimleiterin eine Teufelsaustreibung, weil nur auf diese Weise Ika zu einem „artige[n] und reine[n] Kind“ werden könne (Hügel-Marshall, 2012, S. 29).

Dass bei einer solchen Sozialisation, die von dem im Blut angelegten ‚Bösen‘ im Kind ausgeht, aus Ika Hügel-Marshall ein Mensch werden konnte, der beruflich wie privat seinen Platz in der Welt gefunden hat, hat viele Ursachen, die hier im Einzelnen

¹⁰ Vgl. http://www.rundertisch-heimerziehung.de/documents/RTH_Abschlussbericht.pdf [14.07.2014].

nicht dargestellt werden können. Quellenkritisch lässt sich anmerken, dass neben der von der Autorin ausschließlich positiv geschilderten Aufnahme im Netzwerk *Schwarzer Deutscher* und in der Familie ihres ‚schwarzen‘ Vaters, den sie in den 1990er-Jahren schließlich kennenlernte, auch die frühkindliche, positive Bindung an den ‚weißen‘ weiblichen Teil ihrer Familie – Mutter, Großmutter und jüngere Schwester – einen nicht unbeträchtlichen Anteil gehabt haben dürfte (vgl. Hügel-Marshall, 2012, S. 26). Die Autobiografie ist geschrieben in der Euphorie, endlich den schmerzlich vermissten Vater gefunden zu haben, und die herzliche Aufnahme in dessen ‚schwarzer‘ Familie lässt die Autorin kurzzeitig vergessen, dass in den USA – trotz *affirmative action* – Rassendiskriminierung keineswegs der Vergangenheit angehört.

4. Ausblick

Das Phänomen der Besatzungskinder ist keineswegs auf Deutschland beschränkt: Nicht nur Angehörige der alliierten Streitkräfte haben während und nach dem Zweiten Weltkrieg mit einheimischen Frauen Kinder gezeugt, auch deutsche Soldaten haben in fast ganz Europa Nachkommen hinterlassen. Der Umgang westlicher Demokratien mit den ‚Kindern der Schande‘ bzw. den ‚Kindern des Feindes‘ und ihren Müttern war lange Zeit von Ausgrenzungs- und Diskriminierungsstrategien dominiert. Viele Besatzungskinder teilen, so der bisherige Stand der internationalen Forschung (vgl. Mochmann, Lee & Stelzl-Marx, 2009), das Schicksal der Traumatisierung: Sie leiden vermehrt an Identitätskrisen, und ihnen wurden oftmals basale Menschenrechte, wie der Zugang zu (höherer) Bildung, vorenthalten. Am Beispiel der Lebensgeschichte von Kurt Heinen lässt sich die Fruchtbarkeit des Intersektionalitätsansatzes aufzeigen. Weder Heiners Herkunft als Besatzungskind noch seine uneheliche Geburt scheinen bei seiner Aufnahme in die Dorfgemeinschaft eine gravierende Rolle gespielt zu haben. Die gehörige Portion Skepsis, mit der die Dorfbewohner/innen seine Adoption betrachteten, hatte wenig mit ihm als Person, sondern mehr mit generellen Vorbehalten gegenüber Kindesannahmen zu tun.

Im deutlichen Gegensatz dazu lassen sich in der Biografie des afroamerikanisch-deutschen Besatzungskindes Ika Hügel-Marshall schwere Diskriminierungen und Traumatisierungen herausarbeiten, aber auch bei ihr ist es – zumindest nicht ausschließlich – ihr Status als Besatzungskind, der sie zur Zielscheibe physischer und psychischer Misshandlungen werden lässt. Rassistische Einstellungen, die den Zusammenbruch des deutschen Kolonialreichs und des ‚Dritten Reichs‘ unbeschadet überstanden haben, moralische Vorbehalte gegenüber ledigen Müttern und deren Kindern sowie rigide religiöse Vorstellungen vom ‚Bösen‘ im Blut gehen in der Person des Jugendamtsleiters und der Heimleiterin eine für das Kind unheilvolle Allianz ein.

Trotzdem sollte der – in den Anfängen der Forschung – geradezu inflationär eingesetzte Begriff des Traumas vorsichtiger, differenzierter eingesetzt werden. Seine Verwendung sicherte den sich konstituierenden Betroffenen Gruppen die nötige öffentliche Aufmerksamkeit, die z. B. für die Schadensersatzklage norwegischer Wehrmachtskin-

der gegen ihren Staat außerordentlich hilfreich war. In der Forschung sollte dagegen nicht alles, was das 20. Jahrhundert an schrecklichen Erfahrungen für Kinder und Jugendliche bereithielt, mit diesem aus der Psychiatrie bzw. Psychotherapie stammenden Begriff belegt werden. Stärker, als es in der geschichts- und kulturwissenschaftlichen Forschung bisher der Fall war, sollten sich bildungshistorische Untersuchungen auf die Erforschung von Resilienzfaktoren konzentrieren. Legt man die Kriterien an, die allgemein für den Erfolg einer Bildungsbiografie in Anschlag gebracht werden – Abitur, Studium, eine der akademischen Qualifikation entsprechende Berufstätigkeit –, weisen relativ viele der sich jetzt zu Wort meldenden Besatzungskinder eine ausgesprochen erfolgreiche Bildungsbiografie auf (vgl. Kleinau, 2015). Im Fokus müssen dann Fragen stehen nach den Ressourcen, aus denen diese Besatzungskinder schöpften, z. B. von wem sie im Laufe ihres Erziehungs- und Bildungsprozesses Unterstützung und Förderung erfuhren.

Quellen

- Baur-Timmerbrink, U. (2015). *Wir Besatzungskinder. Töchter und Söhne alliierter Soldaten erzählen*. Berlin: Ch. Links.
- Behlau, W. (Hrsg.) (2015). *Distelblüten. Russenkinder in Deutschland*. Bremen: Selbstverlag.
- Ebeling, H. (1954). *Das Problem der deutschen Mischlingskinder: Zur 2. Konferenz der World Brotherhood über das Schicksal der farbigen Mischlingskinder in Deutschland am 4. und 5. Dezember 1953 in Frankfurt a. M.* (Nachdruck aus der Monatsschrift für Pädagogik „Bildung und Erziehung“ 7). Frankfurt a. M.: World Brotherhood.
- Eyferth, K., Brandt, U., & Hawel, W. (1960). *Farbige Kinder in Deutschland. Die Situation der Mischlingskinder und die Aufgaben ihrer Eingliederung* (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge, Bd. 7). München: Juventa.
- Frankenstein, L. (1954). *Soldatenkinder. Die unehelichen Kinder ausländischer Soldaten mit besonderer Berücksichtigung der Mischlinge* (hrsg. von der Internationalen Vereinigung für Jugendhilfe, Genf; zehntes Beiheft zu „Unsere Jugend“). München: Wilhelm Steinebach.
- Heinen, K. (2010). *Ein Besatzungskind wird adoptiert. Erinnerungen an Aachen und die Eifel*. Berlin: Frieling.
- Hügel-Marshall, I. (2012). *Daheim unterwegs. Ein deutsches Leben*. Münster: Unrast.
- Simon, A. (1952). *Maxi, unser Negerbub* (hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft „Bremer Schule“ e. V.). Bremen: Eilers & Schünemann.
- Stone, V. W. (1949). German Baby Crop Left by Negro GIs. *The Survey*, 85, 579–583.
- World Brotherhood (Hrsg.) (1952). *Das Schicksal der farbigen Mischlingskinder in Deutschland. Protokoll der Arbeitstagung am 15. und 16. August 1952 im Amerika-Haus zu Wiesbaden*. Wiesbaden: World Brotherhood.

Literatur

- Bauer, I. (2001). „Leiblicher Vater: Amerikaner (Neger)“. Besatzungskinder österreichisch-afroamerikanischer Herkunft. In H. A. Niederle, U. Davis-Sulikowski & T. Fillitz (Hrsg.), *Früchte der Zeit. Afrika, Diaspora, Literatur und Migration* (S. 49–67). Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Behnken, I., & Zinnecker, J. (Hrsg.) (2001). *Kinder, Kindheit, Lebensgeschichte. Ein Handbuch*. Seelze: Kallmeyer.

- Brauerhoch, A. (2006). *„Fräuleins“ und GIs. Geschichte und Filmgeschichte* (Dissertation). Frankfurt a. M.: Stroemfeld.
- Buske, S. (2004). *Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte der Unehelichkeit in Deutschland 1900–1970*. Göttingen: Wallstein.
- Campt, T. & Grosse, P. (1994). „Mischlingskinder“ in Nachkriegsdeutschland. Zum Verhältnis von Psychologie, Anthropologie und Gesellschaftspolitik nach 1945. *Psychologie und Geschichte*, 6(1/2), 48–78.
- Dahlke, B. (2000). „Frau Komm!“ Vergewaltigungen 1945. Zur Geschichte eines Diskurses. In B. Dahlke, M. Langermann & Th. Taterka (Hrsg.), *LiteraturGesellschaft DDR. Kanonkämpfe und ihre Geschichte(n)* (S. 275–311). Stuttgart: Metzler.
- Davis, K. (2008). Intersectionality in Transatlantic Perspective. In C. Klinger & G.-A. Knapp (Hrsg.), *Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz* (S. 19–35). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Diederichs, M. (2005). Stigma and Silence: Dutch Women, German Soldiers and their Children. In K. Ericsson & E. Simonsen (Eds.), *Children of World War II. The hidden enemy legacy* (pp. 151–164). Oxford/New York: Berg.
- Diederichs, M. (2009). „Moffenkinder“: Kinder der Besatzung in den Niederlanden. *Historical Social Research*, 34(3), 304–320.
- Drolshagen, E. D. (2005). *Wehrmachtsskinder. Auf der Suche nach dem nie gekannten Vater*. München: Droemer.
- Fehrenbach, H. (2001). „Ami-Liebchen“ und „Mischlingskinder“. Rasse, Geschlecht und Kultur in der deutsch-amerikanischen Begegnung. In K. Naumann (Hrsg.), *Nachkrieg in Deutschland* (S. 178–205). Hamburg: Hamburger Edition.
- Fehrenbach, H. (2005). *Race after Hitler. Black occupation children in postwar Germany and America*. Princeton/Oxford: Princeton University Press.
- Gebhardt, M. (2015). *Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigungen deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs*. München: DVA.
- Gippert, W., & Kleinau, E. (2014). *Bildungsreisende und Arbeitsmigrantinnen. Auslandserfahrungen deutscher Lehrerinnen zwischen nationaler und internationaler Orientierung (1850–1920)*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Grossmann, A. (1995). A Question of Silence. The rape of German women by occupation soldiers. *October*, 91, 43–63.
- Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte* (1998). Bd. VI: 1945 bis zur Gegenwart. Erster Teilband: Bundesrepublik Deutschland (hrsg. v. Ch. Führ u. C.-L. Furck). München: Beck.
- Happe, K. (2000). „Moffenmeiden“. Der Umgang mit Kollaborateuren in den Niederlanden nach 1945. In Fasse, N. et al. (Hrsg.), *Nationalsozialistische Herrschaft und Besatzungszeit. Historische Erfahrung und Verarbeitung aus niederländischer und deutscher Sicht* (S. 405–416). Münster: Waxmann.
- Kleinau, E. (2010). Klasse, Nation und „Rasse“ – Intersektionelle Perspektiven in der genderorientierten Historischen Bildungsforschung. *Der pädagogische Blick. Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis in pädagogischen Berufen*, 18(2), 68–81.
- Kleinau, E. (2015). „Ich wollte unbedingt zur Schule, ich bin so gern zur Schule gegangen.“ Bildungsbiografie eines Besatzungskindes vor der Bildungsexpansion. In S. Satjukow & B. Stelzl-Marx (Hrsg.), *Besatzungskinder. Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland*. Böhlau: Wien 2015, 166–180.
- Kleinau, E., & Mochmann, I. C. (2015). Wehrmachts- und Besatzungskinder: Zwischen Stigmatisierung und Integration. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 65(16-17), 34–40.
- Kossert, A. (2009). *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945* (3. Aufl.). München: Siedler.
- Lee, S. (2009). Kinder amerikanischer Soldaten in Europa. Ein Vergleich der Situation britischer und deutscher Kinder. *Historical Social Research*, 34(3), 321–351.

- Lee, S. (2011). A Forgotten Legacy of the Second World War: GI children in post-war Britain and Germany. *Contemporary European History*, 20(2), 157–181.
- Lemke Muniz de Faria, Y.-C. (2002). *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland*. Berlin: Metropol.
- Lilly, R. (2007). *Taken by Force: Rape and American GIs in Europe during World War II*. London: Palgrave Macmillan.
- Lorenz, H. (2005). *Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation*. Berlin: List.
- Mochmann, I. C., & Larsen, S. U. (2005). Kriegskinder in Europa. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 18/19, 34–38.
- Mochmann, I., Lee, S., & Stelzl-Marx, B. (2009). The Children of the Occupations Born During the Second World War and Beyond – An overview. *Historical Social Research*, 34(3), 263–282.
- Mochmann, I., & Øland, A. (2009). Der lange Schatten des Zweiten Weltkrieges: Kinder deutscher Wehrmachtssoldaten und einheimischer Frauen in Dänemark. *Historical Social Research*, 34(3), 283–303.
- Mühlhäuser, R. (2010). *Eroberungen. Sexuelle Gewalttaten und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion, 1941–1945*. Hamburg: HIS Verlag.
- Nave-Herz, R., & Marckfeld, M. (Hrsg.) (1989). *Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 1: Familienforschung*. Neuwied/Frankfurt a. M.: Luchterhand.
- Olsen, K. (2005). Under the Care of Lebensborn: Norwegian War Children and their Mothers. In K. Ericsson & E. Simonsen (Eds.), *Children of World War II. The hidden enemy legacy* (pp. 15–34). Oxford/New York: Berg.
- Olsen, K., & Drolshagen, E. D. (2002). *Vater: Deutscher. Das Schicksal der norwegischen Lebensbornkinder und ihrer Mütter 1940 bis heute*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Picaper, J.-P., & Norz, L. (2005). *Die Kinder der Schande. Das tragische Schicksal deutscher Besatzungskinder in Frankreich*. München/Zürich: Piper.
- Pongratz, L. (1964). *Prostituiertenkinder. Umwelt und Entwicklung in den ersten acht Lebensjahren* (Sozialwissenschaftliche Studien, Heft 6). Stuttgart: Gustav Fischer.
- Radebold, H., Bohleder, W., & Zinnecker, J. (Hrsg.) (2009). *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen* (2. Aufl.). Weinheim/München: Juventa.
- Röger, M. (2012). Sexual Contact Between German Occupiers and Polish Occupied in World War II Poland. In M. Röger & R. Leiserowitz (Eds.), *Women and Men at War. A gender perspective on World War II and its aftermath in Central and Eastern Europe* (pp. 135–155). Osnabrück: fibre.
- Röger, M. (2014). The Sexual Policies and Sexual Realities of the German Occupiers in Poland in the Second World War. *Contemporary European History*, 23(1), 1–21.
- Sander, H., & Johr, B. (Hrsg.) (1995). *BeFreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigung, Kinder*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Satjukow, S. (2011). „Besatzungskinder“. Nachkommen deutscher Frauen und alliierter Soldaten seit 1945. *Geschichte und Gesellschaft*, 37, 559–591.
- Satjukow, S., & Gries, R. (2015). *„Bankerte!“ Besatzungskinder in Deutschland nach 1945*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Schröder, J. (2009). „Betrifft: Uneheliche deutsche farbige Mischlingskinder“. Ein aufschlussreiches Kapitel deutscher Bildungspolitik. In M. Spetsmann-Kunkel (Hrsg.), *Gegen den Mainstream. Kritische Perspektiven auf Bildung und Gesellschaft. Festschrift für Georg Hansen* (S. 176–201). Münster: Waxmann.
- Stelzl-Marx, B. (2009). Die unsichtbare Generation. Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich und Deutschland. *Historical Social Research*, 34(3), 352–372.
- Stelzl-Marx, B. (2012). *Stalins Soldaten in Österreich. Die Innensicht der sowjetischen Besatzung 1945–1955*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

- Virgili, F. (2005). Enfants de Boches: The war children of France. In K. Ericsson & E. Simonson (Eds.), *Children of World War II. The hidden enemy legacy* (pp. 138–150). Oxford/New York: Berg.
- Walgenbach, K. (2008). Whiteness Studies als kritisches Paradigma für die historische Gender- und Bildungsforschung. In W. Gippert, P. Götte & E. Kleinau (Hrsg.), *Transkulturalität. Gender- und bildungshistorische Perspektiven* (S. 45–66). Bielefeld: transcript.
- Walgenbach, K. (2014). *Heterogenität, Intersektionalität, Diversity in der Erziehungswissenschaft*. Opladen/Farmington Hills: Budrich.

Abstract: In recent years, children of the occupation have been the focus of a number of historical projects. Considering the wide array of results stemming from these studies, it is crucial to ask in which areas further research is still necessary. The article focuses on the autobiographical memories of people born in Germany after the Second World War whose fathers were members of the allied forces and intends to show how children of the occupation experienced their upbringing and sociocultural environment in post-war Germany.

Keywords: Children born of Occupation, Children Out of Wedlock, Second World War, Discrimination, Support and Promotion

Anschrift der Autorin

Prof. Dr. Elke Kleinau, Universität zu Köln,
Humanwissenschaftliche Fakultät, Institut für
Vergleichende Bildungsforschung und Sozialwissenschaften,
Gronewaldstraße 2, 50931 Köln, Deutschland
E-Mail: elke.kleinau@uni-koeln.de